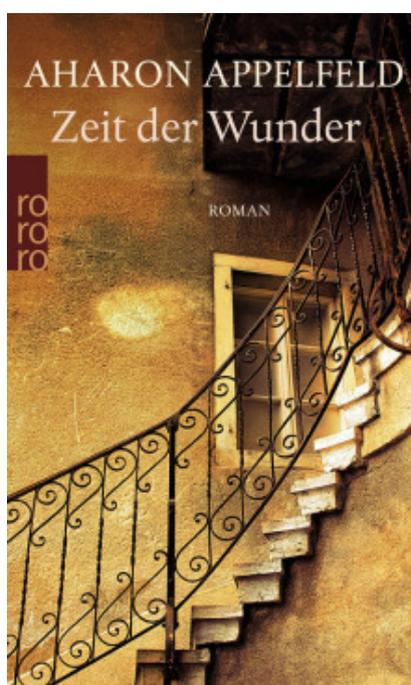


Leseprobe aus:

Aharon Appelfeld

Zeit der Wunder



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Aharon Appelfeld

Zeit der Wunder

Roman

Aus dem Englischen
von Ute Spengler

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die hebräische Originalausgabe
erschien 1978 unter dem Titel «Tor Ha-Pela'ot»
im Verlag Ha-Kibbuz Ha-Me'uchad, Tel Aviv.

Neuausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Oktober 2014

Copyright © für die deutsche Ausgabe 2014

by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Copyright © der deutschen Übersetzung 1984

by Ullstein Verlag GmbH, Berlin/Frankfurt a. M.

Ullstein ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

«Tor Ha-Pela'ot» Copyright © 1981

by Aharon Appelfeld

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther

(Umschlagabbildung: Victor Habbick/Trevillion Images)

Satz Apollo MT, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 25948 7

Erstes Buch

I

Sie liegt Jahre zurück, unsere Heimfahrt aus dem abgesehenen kleinen Dorf, in dem wir den Sommer verbracht hatten. Ich saß mit Mutter im Nachtzug. Der Waggon war neu, und auf einer seiner leicht gewölbten Wände klebte ein Plakat mit einem Mädchen, das einen kleinen Berg Kirschen in der Hand hielt. Wir hatten reservierte Plätze, solide, bequeme Sitze mit bestickten Schondeckchen über den Kopfpolstern. Ein Mädchen wie das auf dem Bild stand in der offenen Abteiltür, ein Holztablett in der Hand. Lange stand sie dort in der Tür, bis sie plötzlich, wie auf Kommando, den Gang hinunterschritt und Kaffee mit Käsekuchen servierte.

Die blaue Dunkelheit hinter den Zugfenstern erinnerte mich an das stille Wasser, an dessen verlassenen Ufern ich mit Mutter den Sommer verbracht hatte. Gegenstände lagen verwaist umher, und auch die Menschen schienen wie verloren in diesem Schweigen. Es gab Mengen kleiner Fische, die in stummer Verzweiflung aus dem Flussbett heraufäugten. Sie schwammen langsam und verbittert dahin, mit einer Ratlosigkeit, die sich auf mich übertrug.

Das Schweigen des Sommers war zu Ende. Wir befanden uns auf der langen Heimreise. Magisch auch sie, voll kleiner Köstlichkeiten wie dem Mädchen mit dem grünen Seidenschal, das aussah, wie ich mir Gräfinnen vorstellte. Bleich und durchsichtig lag ihr Gesicht vor dem weißen Schondeckchen. Gerade hatten zwei Träger ihre Koffer ins

Gepäcknetz gehoben, und ein dunkelhäutiger Mann von fremdartiger Eleganz hatte sie auf die Stirn geküsst. Seit-her hatte sie keinen Muskel gerührt. Die Augen auf einen fernen Punkt gerichtet, starrte sie ins Leere. Der Abteilvorhang verbarg sie halb, doch mir genügte es, ihr Profil zu sehen. Entzücken durchströmte mich. Aber, ach, mein Glück war nicht vollkommen, war im Keim schon befallen von einer leise nagenden Sorge. Die heimliche Ahnung, dass dieses schöne Gesicht noch vor dem Ende der Reise welken würde, warf Schatten auf mein kleines Glück. Ich heftete meinen Blick auf sie: Nicht die kleinste Regung ihres Mienenspiels sollte mir entgehen.

Das weiße, reine, bewegungslose Gesicht erinnerte mich noch einmal an die klaren Tage, die ich mit Mutter an dem verlassenem Flussufer verbracht hatte. Wir waren die einzigen Gäste gewesen; die Menschen, die hier und da auftauchten, hatten sich, wie mir jetzt klar wird, bloß dorthin verirrt, kaum gekommen, waren sie schon wieder fort, gleich der Brise, die durch das Schilf strich; und wieder waren wir allein neben dem stillen Wasser in seiner sommerlichen Seichtheit. Die zwei kleinen Fischerboote mussten wohl anderen Zeiten angehören, und anderen Wassern, die im Frühjahr anschwellen. Jetzt war der Fluss nur ein mageres Rinnsal und seine Ufer zerfurcht und trocken. Die Stille hatte uns stumm gemacht. Die wenigen schwebenden Worte der ersten Zeit hatten sich allmählich verloren. Einzig das Wasser verband uns. Ein Zufall, ja, fast eine Laune hatte uns hierhergeführt. Mutter war der überlaufenen Ferienorte und Grandhotels überdrüssig, und Vater ging völlig in seinen literarischen Triumphen auf. Berauscht vom Erfolg verbrachte er seine Zeit in den Zügen nach Wien und Prag und zurück. Jedoch seine Erfolge brachten uns kein Glück. Das Haus

schien in Bitterkeit erstarrt; als wären wir nichts als Straßenstaub unter der Walze seines Erfolgs. Vielleicht war auch Vater nicht glücklich. Weil er nach Prag abgereist war, hatte Mutter sich für einen einfachen, verlassenen Ferienort entschieden, fernab von allem. Und so saßen wir eines Tages in dem Holzhaus am Ufer des schmalen Wasserlaufs, den anscheinend niemand eines Namens für wert gehalten hatte. Zu Anfang war sie glücklich gewesen, doch allmählich hatte sie sich mehr und mehr in sich selbst zurückgezogen. Ihre Bewegungen wurden sparsamer, und eine Stille wie unter einer Glasglocke hielt uns umschlossen.

Erst an jenem letzten Tag bar aller Heiterkeit, vor den abgezogenen Betten und gepackten Koffern, brach Mutter in bitteres, lautloses Weinen aus. Neben ihr auf den Knien hatte ich versucht, ihr die Tränen abzuwischen. Ich wusste: Neues Wasser war in den Fluss geströmt; wir waren verstoßen, ohne dass jemand gesagt hätte: Geht! Und all die einfache Herrlichkeit, die aus nichts bestand als Schwarzbrot, frischer Milch und Äpfeln in einem alten Korb – diese ganze Herrlichkeit am namenlosen Fluss war für immer vorüber. Mutter weinte, und ich wusste nichts zu sagen; in meiner Verlegenheit war ich an ihrer Seite niedergekniet und hatte ihr die Tränen abgewischt.

Jetzt glitt der Zug weich gefedert in die Dunkelheit. Seltsam, wie diese sanfte neue Räumlichkeit mit jenem anonymen Ort verbunden schien, von dem wir herkamen. Jedes Gesicht, jeder Schatten eines Gesichts erinnerte mich an das grüne Wasser, an das ländliche Holzhaus. Selbst der Junge, den man im Rollstuhl ins vorderste Abteil geschoben hatte, war mir vielleicht schon von dort bekannt. Sein zartes Gesicht schwebte über einem schweren Körper, der völlig gelähmt schien. Für einen

Augenblick traf mich sein Blick, um sich gleich wieder abzuwenden, und auch in ihm spürte ich das Erschrecken über unseren verborgenen Verfall. Wohin mochte er fahren? Sein Kopf, der sich über dem massigen Körper sacht bewegte, nahm jeden Blick in sich auf, registrierte jede Hand, die vorsichtig ein Stück Kuchen zum Mund führte. Ich war sicher, dass er über uns nachdachte.

Ein Gefühl von Verhängnis sickerte zähflüssig in mich ein. Vielleicht deshalb, weil der Aufsichtsbeamte erschien: Finster und prächtig in seiner grünen Uniform, kam er den Gang herunter und erkundigte sich mit kalter Förmlichkeit, ob alles in Ordnung sei.

«Alles in Ordnung», sagte Mutter. Jetzt verstand ich ihre Tränen. Sie fürchtete sich vor dieser Frage, obgleich es von allem Anfang an völlig klar gewesen war, dass sie nur so und nicht anders gestellt werden würde. Sie ließ ihre Hände mit hilfloser Gebärde auf die Armlehnen fallen. «Der Beamte möchte wissen», erklärte sie, «ob die Fahrgäste zufrieden sind, ob jemand ein besonderes Anliegen oder unerwartete Probleme hat.» Sie glaubte noch an die Notwendigkeit all dieser Erklärungen.

Die Augen der jungen Gräfin wurden lebendig, ihre Blicke schossen von einer Ecke des Abteils zur anderen: Sie fürchtete sich, hielt ihre Angst jedoch verborgen. Sie lächelte geheimnisvoll. Der gelähmte Junge rührte sich nicht. Er war heiter, als sei er im Reinen mit seinem Leiden und allem, was ihm von jetzt an geschehen würde. Ein unendliches Mitgefühl, größer als er, stieg in seinen sanften Augen auf.

«Warum habt ihr dieses schöne Flussufer verlassen?» Plötzlich ruhte sein Blick auf uns.

«Es war nicht unsere Schuld.» Ich ließ die Worte stumm in seine fragenden Augen fallen. «Neue, wilde

Wasser sind von den Bergen herabgestürzt und haben alles aufgestört.»

«Schade. Es war ein wunderbarer Ort.»

«Natürlich. Aber was hätten wir tun sollen?»

«So einen Platz hätte ich nie verlassen.»

Und als auch diese Phantasien langsam der Müdigkeit wichen, stoppte der Zug. Es schien zunächst ein Versehen. Der Schnellzug machte normalerweise in keiner der Kleinstädte halt, geschweige denn in einem Dorf. Die Fahrgäste saßen reglos vor Staunen. Aber es zeigte sich, dass der Zug tatsächlich hielt, und nicht einmal an einem Bahnhof, sondern vor einer alten Sägemühle. «Verfahren», sagte eine Frau. «Auch ein D-Zug kann sich irren. Ein Glück, dass wir nicht entgleist sind.» Die junge Gräfin hob den Blick und überflog das Abteil mit einer Art kalter Verständnislosigkeit, als läge des Rätsels Lösung bei uns.

«Fehler kommen vor», sagte eine rechtschaffene Stimme aus dem Innern.

«In der letzten Zeit zu viele. Nicht einmal auf einen D-Zug ist mehr Verlass.»

Die Gräfin war die Erste, die sich von ihrem Platz erhob. Sie schob das Fenster nach oben und sagte halblaut: «Es ist Nacht. Man sieht nichts.»

«Warum gehst du nicht los und erkundigst dich?» Im Ton provozierender Nörgelei wandte eine Frau sich an ihren Ehemann.

«Was soll man da fragen? Ein Irrtum wahrscheinlich.»

«Soll ich für dich gehen?»

Der Mann erhob sich und ging zur Tür. Er sah aus wie ein Diplomat. Widerstrebend, unter lautem Knarren, öffnete sich die Tür. «Zu deiner Information: Es ist absolut nichts zu sehen. Nur eine alte Sägemühle. Was möchtest du sonst noch wissen?»

«Warum der Zug steht.»

«Weil die Lokomotive steht.»

«Das war das letzte Mal, dass ich dich etwas gefragt habe», fauchte die Frau gereizt durchs Abteil.

Weitere Fahrgäste verloren die Geduld und stiegen aus. Sie wirkten seltsam neben dem Wagen, wie Insekten im Stroh. Ohne eine Frau, die in Gelächter ausbrach, aufdringliches Gelächter, heiser von Zigarettenrauch, wäre der Zwischenhalt unerträglich langweilig gewesen. Die Frau lachte, und in ihrer Stimme lag eine wilde Verzückung, als hätte sie gerade auf dieses Ereignis ihr Leben lang gewartet. Der D-Zug hätte noch niemals Verspätung gehabt. Jetzt würde er es. Nichts war menschlicher als Verspätung! Mann und Töchter würden warten und warten. Egal, sollten sie warten! Der Gedanke an Mann und Töchter auf dem Bahnsteig amüsierte sie, und sie lachte und lachte. Je länger ihr Lachen währte, desto unangenehmer wurde es.

Plötzlich schnitt eine klare Stimme durch den leeren Raum. Die Fahrgäste des Schnellzugs Nr. 422 wurden gebeten, die Störung zu entschuldigen. Besonderer Umstände halber ersuchten die Sicherheitskräfte alle mitreisenden Ausländer sowie alle Österreicher nicht christlicher Abkunft, sich zwecks Registrierung an dem soeben geöffneten Schalter in der Sägemühle zu melden. Die Fahrgäste waren gebeten, ihre Pässe, Kennkarten oder sonstigen Ausweispapiere mitzubringen.

Alle im Waggon waren sprachlos, nicht so die lachende Frau. Ihr Lachen wurde lauter, als hätte sie zu viel getrunken. «Damit bin ich gemeint! Eine Jüdin, wie sie im Buche steht!» Das schwere, hässliche Lachen war aufreizend in seiner Sinnlosigkeit. Steckte vielleicht sie hinter allem? Hatte sie die anderen angestiftet, um ihren

Mann warten zu lassen? Wer konnte das wissen? Schließlich hatte der D-Zug ja vorher noch nie gehalten. Die Geschäftsleute, Reisende mit großer Erfahrung, unterhielten sich mit albernen Witzeleien.

«Warum halten Sie nicht endlich den Mund?» Jemand versuchte, das Lachen der Frau zu unterbinden.

«Warum sollte ich?», gab sie zurück.

Ihr Lachen klang jetzt zweifelsfrei angetrunken. Sie stand auf, ließ den Blick durch den Wagen schweifen und ging auf die Tür zu: eine kräftige, füllige Frau, auf dem schweren Busen ein Goldmedaillon, in den Augenwinkeln verschmierte Mascarastriche. Sie drehte sich um, und einen Moment lang schien es, als wolle sie kundtun, dass alles tatsächlich ihr Werk sei. Aber zu ihrer Überraschung hörten sich die Fahrgäste stattdessen in mütterlichem Ton angesprochen: «Kommt, Kinder, lassen wir uns registrieren. Oder wollt ihr mir vielleicht weismachen, dass ich die einzige Jüdin in dieser ehrenwerten Gesellschaft bin?»

«Niemand hält Sie zurück», sagte der große Mann mit dem Diplomatengebären.

«Ich warte auf Gesellschaft.»

«Lass sie doch in Ruhe!», warf seine Frau ärgerlich ein.

«Bringen Sie mich nach draußen!», sagte plötzlich der gelähmte Junge zu seiner Begleiterin, einer älteren, fromm und zurückhaltend wirkenden Frau.

«Wohin?» Ängstlich schreckte die alte Dame hoch.

«An den Schalter, zum Registrieren.»

«Was redest du denn da, mein Junge? Hier gibt es doch keine Rampe für deinen Stuhl. Du siehst ja selbst – überall bloß offenes Feld. Der Aufruf betrifft nur die Gesunden. Mit dir hat das gar nichts zu tun.»

«Amtlichen Anweisungen möchte ich lieber Folge leisten», sagte der Junge und sah sie scharf an.

«Natürlich», erwiderte die alte Dame. «Aber du musst doch zugeben, dass hier keine Möglichkeit besteht, einen so schweren Stuhl aus dem Zug zu bringen. Schließlich bin ich nur eine Frau und außerdem nicht mehr die Jüngste. Allein kann ich den Stuhl nicht heben.»

«Lassen Sie mich das machen», sagte die lachende Frau. «Wenn der Junge sich registrieren lassen will, dann soll er das auch tun. Es gibt schließlich genug, worauf er verzichten muss.»

«Herzlichen Dank für die Einmischung!», sagte die alte Dame, unterdrückten Ärger in der Stimme.

«Könnte mir jemand helfen?» Bittend wandte sich die lachende Frau an die anderen Mitreisenden.

«Warten Sie!» Die junge Gräfin erhob sich.

«Ist das komisch!», rief die lachende Frau lauthals. «Wer hätte gedacht, dass auch Sie unserer niedrigen Rasse angehören.»

Die Gräfin reagierte nicht.

Der alten Dame blieb jetzt nichts anderes übrig, als die Hilfe anzunehmen, die Armstütze zusammenzuklappen, die Tragtasche zu leeren und den Frauen die nötigen Handgriffe zu zeigen. Sie tat es widerwillig und brummelte grollend vor sich hin. «Nimm du dich besser vor den zwei guten Seelen in Acht. Die tragen dich noch in die Hölle.»

Die lachende Frau packte den Stuhl mit kräftigem Griff. Als sie draußen stand, blickte sie zu den Waggonfenstern hinauf und rief spöttisch: «Kommt raus, Kinder! Kommt! Kein Grund, sich zu schämen.»

Gemeinsam zogen die drei Frauen den Rollstuhl durch das trockene Buschwerk auf die Tür der Mühle zu, die jetzt von ödem elektrischen Licht erhellt war.

In den anstoßenden Waggons wurde Bewegung laut,

ziellos dumpfe Unruhe, und in den Gängen Stimmen-
geräusch wie trockenes Lachen.

Der Mann, der wie ein Diplomat aussah, verlor die
Geduld, erhob sich und sagte: «Ich werde mich nicht hier
drinnen verstecken wie ein Dieb in der Nacht. Wenn ohne
jedes Schamgefühl derart diskriminierende Durchsagen
gemacht werden, dann verstecke ich mich nicht.»

«Geh, wenn du willst, ich halte dich nicht zurück.
Aber denk dran, dass du uns allen schadest. Du machst
dich zum Komplizen dieses Wahnsinns.»

«Was soll ich denn tun, nichts?»

«Das habe ich nicht gesagt.»

«Was soll ich also tun?»

«Du solltest protestieren. Gib den Verantwortlichen zu
verstehen, dass sie nicht alles tun können, was sie wollen.
Wir befinden uns in einem D-Zug, nicht im Dschungel.»

«Ich soll also Krach schlagen.»

«Mach, was du willst. Mir ist nicht nach Streiten zu-
mute.»

Ein älteres Ehepaar, das in einer Ecke gesessen hatte,
erhob sich. Der Mann trug eine dunkle Brille, er schien
blind zu sein. Die Frau, klein und mager, streckte ihm
mit großer Zärtlichkeit beide Hände entgegen. Sie schie-
nen sich sehr nahezustehen. Mutter stand sogleich auf,
um ihnen zu helfen, und so schlossen auch wir uns dem
Exodus an.

In der Mühle herrschte ein Chaos. Die Anweisungen
hinsichtlich der Registrierung waren verworren. Ein paar
praktisch Veranlagte vermochten in der Verspätung sogar
Vorteile zu erblicken. Einer der Kontrollbeamten erklärte
ihnen, dass niemand ihnen übel wolle und es lediglich
um Statistiken ginge. Die Leute standen in zwei parallelen
Reihen. Der gelähmte Junge saß in seinem Stuhl direkt

vor dem Schalter. Die lachende Frau strich ihm mit mütterlicher Zärtlichkeit übers Haar, sehr zum Ärger der alten Pflegerin.

Nun waren wir an der Reihe. Mutter wies mit großem Freimut unsere Papiere vor, verbürgte sich für jede Einzelheit, und als sie mein Alter angab, schaute sie mich an, wie um zu betonen, dass sie nichts verfälscht habe.

Die Registrierung ging ihrem Ende zu. Die drei Frauen schoben den Rollstuhl an der Wagenreihe entlang zurück. Der Junge sah zufrieden aus und half mit den Händen die störrischen Räder vorwärtsbewegen. Das ältere Ehepaar kletterte ohne unsere Hilfe in den Waggon zurück. Fröhliches Jauchzen aus den hell erleuchteten Waggons stand verloren über dem offenen Feld wie Nachwehen eines besonders ausgelassenen Streichs.

«Jemand scheint den Verstand verloren zu haben», sagte eine Männerstimme.

«Ich werde Beschwerde einreichen.»

«Ja, natürlich», erwiderte eine Frau so mechanisch, als hätte sie eigentlich gar nichts sagen wollen.

Endlich wurden die Türen geschlossen. Die Fahrgäste kehrten auf ihre Plätze zurück. Wieder stand der Schaffner am Wageneingang, ein Zeichen, dass die Nacht ihre alte Normalität wiedererlangt hatte. Nur die lachende Frau mit den Mascaraspuen in den Augenwinkeln wechselte immer wieder Blicke mit dem verkrüppelten Jungen, der aufrecht, die Hände vor sich gefaltet, in seinem Stuhl saß.

«Alle, die nicht zum Registrieren gegangen sind, können das an der nächsten Station nachholen», hänselte die lachende Frau. «Einige von Ihnen haben sich noch nicht registrieren lassen. Es gibt gar keinen Grund, sich zu schämen. Wissen Sie, die Juden sind Geschäftsleute, na

und? Wir haben außerdem eine ganze Reihe Ärzte und eine ganze Reihe Journalisten. Ich jedenfalls schäme mich nicht, Jüdin zu sein.»

«Wir befinden uns nicht hier, um uns Ihre Auslassungen anzuhören», sagte die Frau des «Diplomaten».

«Ich will lediglich klare Verhältnisse schaffen», sagte die lachende Frau und zwinkerte dem Jungen zu.

Die junge Gräfin zog sich in ihre Ecke zurück und begann wieder ins Weite zu starren. Der Gedanke, dass auch sie zu uns gehörte, erfüllte mich mit lustvoller Trauer. Die lachende Frau ließ und ließ die anderen Fahrgäste nicht zur Ruhe kommen. Sie nippte laufend an einer langen flachen Flasche und wechselte Blicke mit dem verkrüppelten Jungen, der in seinem Stuhl saß und sich mit kühler Präzision viereckige Kuchenstückchen zurechtschnitt.

Mit flammenden Lichtern jagte der Zug in die Nacht. Aus den vorderen Waggons tönte fröhlicher Lärm, als wäre dies kein gewöhnlicher D-Zug, sondern einer, in dem ausgiebig gefeiert wurde. In der Dunkelheit der Eingangsplattform standen Paare in ungenierter enger Umarmung. Die lachende Frau animierte sie mit allen möglichen Bemerkungen und Gebärden. Der verkrüppelte Junge konnte das Lachen nicht zurückhalten. Die aggressive Gattin des «Diplomaten» erhob sich und sagte: «Ich verstehe nicht, was heute Nacht hier los ist. Ich war bisher der Ansicht, dies sei die erste Klasse; aber ich mag mich irren.»

«Sie finden unsere Gesellschaft also nicht erfreulich?», fragte die lachende Frau unschuldig.

«Gesinde gesagt – nein.»

«Tut mir leid, aber so sind wir nun mal. Was soll man da machen?»

«Ein Mindestmaß an Umgangsformen ist wohl nötig, wenn man erster Klasse reist.»

«Was haben wir denn angestellt?»

«Diese jüdische Vulgarität ist unerträglich.»

Mit einer Bewegung voll unterdrückter Energie sprang die lachende Frau auf: «Wer redet denn da von jüdischer Vulgarität! Mein Mann – dies zu Ihrer Information – ist kein Jude. Ich habe zwei Töchter, die in diesem Moment am Bahnhof auf mich warten, und doch habe ich nicht den leisesten Wunsch, meine Herkunft zu verleugnen – das weiß auch mein Mann. Und nicht nur das, ich bin sogar stolz darauf.»

«Wir sind nicht dazu da, um uns Ihre Bekenntnisse anzuhören. Die erste Klasse ist kein Beichtstuhl. Wo ist der Schaffner?»

Der Schaffner erschien am Eingang, hob beim Anblick der streitenden Frauen die rechte Hand und sagte: «Meine Damen, halten Sie Ruhe!»

«Sie soll Ruhe halten!», sagte die lachende Frau. «Zu Ihrer Information, Herr Schaffner: Diese elegante Dame ist Jüdin. Sie hat von der ausdrücklichen amtlichen Aufforderung zur Registrierung keine Notiz genommen. Sie schämt sich. Was gibt es da zu schämen. Sind wir nicht auch Menschen?»

Diese unzweideutigen Worte brachten jedermann zum Schweigen.

Die andere Frau stand auf und sagte: «Das ist wohl kaum Ihre Sache. Über meine Sünden den Behörden gegenüber werde ich zur gegebenen Zeit volle Rechenschaft ablegen. Noch sitzen wir, Gott sei gelobt, nicht im selben Boot.»

«Es gibt nichts zu verbergen, Gnädige. Mensch ist Mensch, letzten Endes.»

«Mit Ihnen lasse ich mich nicht in einen Korb werfen.»

«Ruhe!», donnerte der Schaffner. Seine Stimme war

hart und durchdringend, wie der Klang von Metall auf Metall, und sofort war es still. Von da an war nicht einmal mehr ein Gemurmel zu hören. Der Waggon ergab sich dem holpernden Rhythmus des Zuges. Alle saßen schweigend auf ihren Plätzen. Die lachende Frau ließ den schweren Kopf auf die Armlehne sinken wie ein gescholtenes Kind. Rauchschwaden hingen unbeweglich über den Köpfen der Passagiere. Mutter nahm meine Hand und sagte: «Es dauert noch lange, bis wir da sind. Willst du nicht versuchen zu schlafen?»

Ich war hellwach. Die dumpfe Trauer, die mich seit unserem Abschied vom Ufer des Flusses nicht verlassen hatte, überfiel mich jetzt aufs Neue. Vergeblich suchten die gütigen Hände meiner Mutter mich zu schützen. Ich wusste jetzt, dass etwas für immer zu Ende war. Und der Ort, an dem wir den Sommer verbracht hatten – auch er war tot.

Die junge Gräfin, die uns gegenüber jenseits des Ganges saß, nahm ihren Schal ab. Ein paar Tränen fielen aus den schönen dunkelblauen Augen. Mutter saß sehr aufrecht auf ihrem Platz. Ihre Miene war kühl. Die Nachtluft hatte sie erstarren lassen. Der Schaffner rührte sich nicht von seinem Platz, als gehöre er gar nicht zum Zugpersonal, sondern sei als Wachposten aufgestellt, um die Ordnung zu garantieren. Die Serviererinnen bedienten nicht mehr.

«Was war nur los heute Nacht?», hörte ich eine Frauenstimme fragen.

«Nichts. Die Bürokratie dreht durch.»

«Es hat mir Angst gemacht.»

«Ttt! Kein Grund zur Angst!»

Eine nach der anderen gingen die Lampen aus. Die Nachtluft drang in den Waggon und lag wie kühles Lei-

nen über den schlafenden Fahrgästen. Die lachende Frau stand auf, schüttelte sich, nahm eine Tüte mit Süßigkeiten aus ihrer Tasche, ging zu dem verkrüppelten Jungen hinüber und sagte: «Hier, für dich.»

«Danke», sagte der Junge und lehnte sich auf seine Hände wie in der Absicht, sich zu erheben.

«Wohin fährst du?»

«Zu einer Nachoperation.»

«Du Ärmster, das heißt wohl ...»

«Zwei bis jetzt.»

«Und dies wird die dritte.»

«Ja.»

«Welch heldenhafter Mut! Wie gut, dass ich dich kennengelernt habe. Die Leute hier im Wagen machen mich rasend. Feiglinge kann ich nicht ausstehen. Und jetzt schlafen sie, als wäre nichts passiert. Und du hast deine dritte Operation vor dir! Besteht eine Hoffnung? Was sagen die Ärzte?»

«Sie können nichts versprechen.»

«Und du trägst das so ruhig, mit solchem Heldenmut.»

«Was sonst kann ich tun?»

Der Zug verlangsamte die Fahrt, und die lachende Frau, die plötzlich sehr unförmig wirkte, griff sich mit beiden Händen an den Kopf und sagte: «Was kann ich dem Jungen bloß geben. Ich habe nichts, was ich ihm geben könnte. Hier, nimm das Medaillon, es gehört mir.» Und ohne seine Einwilligung abzuwarten, hängte sie es ihm um den Hals.

Der Junge war tief verlegen. Er hatte die ganze Zeit versucht, sich auf die Hände gestützt aufrecht zu halten. Jetzt kam ein sonderbarer Laut aus seiner Kehle, der ein Lachanfall hätte sein können, wäre er nicht so voll Scham gewesen. Schließlich gelang es ihm, sich zu fassen, und

er sagte: «Ein so wertvolles Geschenk kann ich nicht annehmen. Ich müsste Ihnen ja mein Leben lang dankbar sein.»

«Was soll das denn heißen, mein Junge? Eine einfache Gabe von Herzen. Hätte ich mehr, würde ich dir mehr geben. Du bist ein junger Held.» Ohne seine Erwiderung abzuwarten, eilte sie zu ihrem Platz zurück, nahm den schmalen Koffer, der zu klein schien für ihren Körper, und ging zur Tür mit den Worten: «Ich steige hier aus.»

Der Junge versuchte noch einmal, das Geschenk zurückzuweisen, aber er brachte kein Wort heraus.

Der Zug stürmte nach Süden, als rase er bergab. Der Junge saß jetzt mit erstarrter Miene sehr gerade in seinem Stuhl, das Goldmedaillon auf der Brust. Er sah aus, als hätte er einen Orden erhalten, an dem ihm wenig lag.

Die Pflegerin, die sich nicht in das Gespräch eingemischt hatte, öffnete jetzt den Mund. «Das war ein Glückstreffer, Kleiner. Der Anhänger ist einige Tausend wert.»

«Ich habe nicht darum gebeten.»

«Ich hoffe, du weißt ein so wertvolles Geschenk zu schätzen.»

«Ich bin nicht undankbar», sagte der Junge zornig.

«Du musst zugeben, dass du nicht fahren wolltest.»

«Ich habe keine Angst. Jemand, der schon zwei Operationen hinter sich hat, hat nichts mehr zu fürchten.»

«Jedenfalls hättest du dich gerne gedrückt. Und was für Glück hast du jetzt gehabt!»

«Was wollen Sie eigentlich?»

«Nichts. Ich erinnere dich nur an Tatsachen.»

Der Junge ließ den Kopf hängen, und über sein Kinn, ein weiches Knabenkinn, zuckte flüchtig der Widerschein des Goldes.